

Zurück nach Java



Eric
Schneider

Eine tropische Erinnerung Insel



Eric Schneider
Zurück nach Java
Eine tropische Erinnerung

Roman

Aus dem Niederländischen
von Waltraud Hüsmert

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
Een tropische herinnering bei Cossee Publishers, Amsterdam.

Der Insel Verlag dankt der *Dutch Foundation for Literature*
für die erhaltene Unterstützung.

Die deutsche Übersetzung der Passage aus Julian Barnes'
Nichts, was man fürchten müsste stammt von Gertraude Krueger.

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

© 2013 by Eric Schneider and Cossee Publishers, Amsterdam

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17651-0

Zurück nach Java

Eine tropische Erinnerung

Für die Brüder C. J. und H. D.

»Erinnerung ist Identität. Das glaube ich schon seit –
ach, solange ich mich erinnern kann. Man ist, was man
getan hat; was man getan hat, ist in der Erinnerung ge-
speichert; man definiert sich durch das, woran man sich
erinnert; wer sein Leben vergisst, hört auf zu existieren,
noch bevor er tot ist.«

Julian Barnes,
Nichts, was man fürchten müsste

1

Ferdy Aronius, Diplomat und höchster Repräsentant seines Landes in Angola, versucht in etwa sieben Kilometer Höhe, zurückgelehnt in der Businessclass einer Lufthansa-Maschine Richtung Frankfurt, von wo er nach Amsterdam weiterfliegen wird, Schlaf zu finden. Und er weiß, dass ihm das nicht gleich gelingen wird, trotz der drei Whisky am Flughafen, die er ziemlich schnell hinuntergekippt hat, und trotz des Plaids, das der fürsorgliche Steward über ihn gebreitet hat: Sein Gefühl sagt ihm, dass es in diesem Jubiläumsjahr, in dem nach alter Gewohnheit am sechsten und neunten August im Hotel Hoogduin an der Nordsee der Untergang der Städte Hiroshima und Nagasaki gefeiert werden soll, anders sein wird als bisher.

Eine gewisse Unruhe hatte sich schon seit Tagen in ihm breitgemacht, und das leichte Stottern, mit dem er von klein auf behaftet ist, war offenbar mehr aufgefallen als sonst; Lili Oltman, seine Sekretärin, hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, ein bisschen flachsigt, aber vor al-

lem neugierig. Sie weiß von seiner Flugangst, dem großen Handicap für einen Diplomaten, doch diesmal vermutete sie, dass da noch etwas anderes im Spiel war, und sie fragte ihn danach, ohne eine klare Antwort zu bekommen. Er selbst hatte sich bis zum Tag des Abflugs nach dem Grund für diese Unruhe gefragt.

Sein Vater würde nicht mehr dabei sein, doch das sollte er eigentlich eher als befreiend empfinden. Bis zu seinem Tod, erst vor einem halben Jahr, hatte sich Ferdy abfällige Bemerkungen anhören müssen, über seine Arbeit in »diesen islamischen Ländern«, seine Ehelosigkeit, seine Abkehr vom christlichen Glauben, wofür Gott ihn strafe mit diesem anhaltenden Stottern. Ferdy überläuft ein Frösteln, wenn er an das Sterben seines Vaters zurückdenkt, in dem christlichen Pflegeheim in Den Haag im Beisein des laut betenden Diakons. Jedes Mal, wenn er das Sterbezimmer betrat, nachdem er im Aufenthaltsraum des Heims eine Zigarette geraucht hatte, stammelte sein Vater, er begreife einfach nicht, warum Dieudonné nicht an seinem Bett sitze. Ferdy wich dann nicht aus, sondern wiederholte, sein Bruder sei tot, schon seit fünf- undvierzig Jahren. Der Diakon griff das nur zu gern auf und garantierte dem Pfarrer, dass sein ältester Sohn droben im Himmel auf ihn warte: »Was der Herr genommen hat, schenkt er in der Ewigkeit, nicht wahr?« Und sein Vater ächzte kurz.

Es war nicht mehr viel übrig von dem berühmten Pfarrer, der in der Vorkriegszeit in Batavia mit seiner Harley-Davidson umherfuhr, um den Gemeindemitgliedern Hausbesuche abzustatten, was ihm den Namen »das fliegende

Evangelium« eingebracht hatte; Ferdys riesiger, viel zu korpulenter Vater war im Laufe eines Jahres geschrumpft zu einem aus dem Nest gefallenen Vögelchen, kurzatmig, fiebrig, mit halb geöffneten Augen, die sich schließlich nach einem kurzen Röcheln für immer schlossen. Wenig später rief Ferdy seine Mutter in ihrer Seniorenwohnung an, um ihr den Tod ihres Mannes mitzuteilen. Wortlos hatte sie eingehängt. Gleich darauf versuchte er sie erneut zu erreichen, doch der Anschluss war besetzt. Als er dann Mees Stork anrief, um ihm die Todesnachricht zu überbringen, war auch dort besetzt. Behutsam, als hätte er die beiden belauscht, legte er wieder auf. Plötzlich war er in Tränen ausgebrochen, im Zimmer der Direktorin des Pflegeheims, die sofort Tee bringen ließ und versuchte, ihn zu trösten. Weswegen? dachte er. Wenn sie wüsste, wie wenig er für den Toten empfand! Warum er trotzdem so geweint hatte, verstand er selbst nicht, aber dass er sich verlassen fühlte, weiß er noch genau.

Zum letzten Mal gesehen hatte er seine Mutter und deren Ex-Geliebten auf der Trauerfeier für den Pfarrer in einer halb vollen Kirche in Den Haag. Unbeirrbar Gläubige waren nach seiner kurzen Ansprache zu ihm gekommen und hatten seine Hand gehalten, etwas zu lange, damit sie nicht vor Altersschwäche umkippten, darunter Männer, die zusammen mit seinem Vater den Bau der Thailand-Burma-Eisenbahn überlebt hatten. Jeden Abend, wenn die Dunkelheit über den Dschungel hereinbrach, habe er ein Gebet gesprochen; manch armem Teufel habe er die Augen geschlossen. »Ihr Vater war wirklich ein Heiliger«, meinten die Überlebenden, auf Geh-

stöcke gestützt oder im Rollstuhl sitzend. Als er nach seiner Mutter Ausschau hielt, sah er, wie sie die Kirche verließ und in ein Taxi stieg. »Auf der Flucht vor dem danse macabre«, sagte sie selbst später. Mees Stork hingegen frischte zusammen mit alten Bekannten Erinnerungen auf, die einen mit den Händen an den Ohren, die anderen am Gegenüber abgestützt, an Batavia, an die Partys bis spät in die Nacht, im Club oder in seinem Hotel, in dem danach dann alle Zimmer besetzt waren! Bei dieser letzten Erinnerung zwinkerten sich alle ein paar Mal zu. Mees' Reistafeln waren im ganzen Archipel berühmt gewesen. Mees selbst hatte den Ruf eines »Womanizers«, berüchtigt und beneidet. Er wirkte tatsächlich jünger als die achtzig, die er schon überschritten hatte, bis es auch ihm schwerfiel, von der harten Kirchenbank aufzustehen, er seinen zu Boden gefallenen Gehstock aufheben wollte, es aufgeben musste und sich hilflos umsah. Als Letzter hatte er zu Beginn des Gottesdienstes die Kirche betreten, am Arm eines jungen Mannes; sein Begleiter hatte sich in ein Seitenschiff zurückgezogen, wo Ferdy ihn noch sah, wie ein Chauffeur, der jeden Moment gerufen werden konnte. »Buli!«, dröhnte es denn auch durch die Kirche, und der junge Mann setzte sich flink in Bewegung, um Mees Stork zu Diensten zu sein; geschmeidig, breit lächelnd und mit gespielter Unterwürfigkeit reichte er ihm Hut und Gehstock und bot ihm dann den Arm, um den keuchenden, wankenden Greis zum Hotelauto zu geleiten.

Ferdy versucht, sich ganz genau an den jungen Mann zu erinnern: schlank, langgliedrig, tadellos gekleidet und

frisiert, große braune Augen, eine etwas platte, jedoch feingeschnittene Nase, ein großer Mund mit kleinen, strahlend weißen Zähnen und bläulichem Zahnfleisch, kaum Bartwuchs und eine Hautfarbe, wie nur Javaner sie haben können: zartbeige. Gut, dass er den Mann so deutlich vor sich sieht, dann wird er ihn auf dem Amsterdamer Flughafen sofort wiedererkennen. Vor einer Woche hatte jemand bei der Botschaft angerufen, um mitzuteilen, der Herr Botschafter könne von Buli Kamidjojo abgeholt werden, wenn Datum, Ankunftszeit und Flugnummer an die Direktion von Hotel Hoogduin, Niederlande, durchgegeben würden. Bevor sie freundlich Auskunft gab, hatte sich Lili Oltman im Flüsterton erkundigt, ob der Name Buli Kamidjojo Ferdy etwas sage. »Nicht viel, aber es ist okay, Lili«, hatte er – nach einem Blick in ihr besorgtes Gesicht – mit einem Lächeln auf den Lippen geantwortet. Was für Bekannte er hatte, ging sie nichts an, und schon gar nicht, in welcher Beziehung er zu ihnen stand.

Lili Oltman war sich im Übrigen sehr bewusst, dass seine Interessen anders gelagert und vielleicht nicht ganz unbedenklich waren. Doch obgleich er schon weit über fünfzig war, weckten seine Kinderaugen und sein rührendes Stottern Gefühle der Zärtlichkeit bei ihr. Wenn er wieder einmal ein Wochenende unauffindbar war und der Erste Sekretär automatisch die Leitung der Botschaft übernahm, ging ihre Fantasie mit ihr durch. Oft überraschte er sie danach mit einem Blumenstrauß, einer Bonbonniere oder einem teuren Essen, wie Männer es bei besorgten Müttern machen; meist betranken sie sich dann

gemeinsam, saßen Hand in Hand draußen auf einer Bank und schauten in den Sternenhimmel der südlichen Hemisphäre. Dort, wohin ihn das Auswärtige Amt in der Regel schickte und wo Lili Oltman als First Lady auf vollendete Weise die Honneurs machte.

Vibrationen des Flugzeugs, deutlich spürbar, lassen seine Gedanken abreißen. *Fasten Seatbelts* leuchtet grellrot auf. Der Steward steckt den Kopf hinter dem Vorhang hervor. »Kann ich Ihnen mit dem Gurt behilflich sein, Sir? Machen Sie sich keine Sorgen, ist nur ziemlich schlechtes Wetter«, und während er hastig auf ihn einredet, umfasst er Ferdy schnell und geschickt unter dem Plaid, um ihm den Sicherheitsgurt anzulegen. Ferdy nimmt den Geruch von Schweiß und Aftershave wahr und sucht nervös den Blick des jungen Mannes. »Verzeihen Sie die Eile, ich muss weiter. Sie wissen ja ...« Der Steward stellt Ferdys Rückenlehne gerade und verschwindet wieder – was wird der Mann in seinem Blick erkannt haben? Ein unmoralisches Angebot? Festgezurrt in ein paar Kilometern Höhe, als ein trauriger Sodomasochist? Hat er denn nicht die zunehmende Panik in seinen Augen gesehen? Er fühlt sich wie in einer großen, schaukelnden Wiege, hilflos ausgeliefert, und seine Angst steigert sich fast zur Hysterie, sodass er nur noch wimmernde Laute hervorbringen kann wie ein völlig verängstigtes Kind.

Zum ersten Mal passiert war ihm das auf dem Jahrmarkt in Rotterdam, vor dem Krieg, als die Familie auf Heimaturlaub war. Zusammen mit Dieudonné saß er in einem auf und ab wogenden Karussell, über das sich mitten in der Fahrt auch noch ein Verdeck wölbte und das

einfach nicht mehr anhalten wollte, im Gegenteil: Sie rasten weiter in kreischender Dunkelheit. Er hatte sich mit solcher Kraft an seinem großen Bruder festgeklammert, dass Dieudonné ihm noch tagelang die blauen Flecke am Arm und am Oberschenkel gezeigt hatte. Das Flugzeug holpert, als lande es auf einem frisch gepflügten Acker, und scheint dann plötzlich stillzustehen.

»Alles in Ordnung bei Ihnen?«, hört er den Steward fragen.

»Nein! Nein!«, jammert er mit hoher Stimme, den Spuckbeutel in der Hand. »Ganz und ... und ... und gar nicht!«

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?«

Er kann nur nicken, mit Tränen in den Augen.

»Stell dich nicht so an!«, hatte seine Mutter gerufen, als das Karussell endlich stoppte und sie ihn schluchzen sah. Er war gerade vier, Dieudonné fast acht. Der Steward bringt ihm den vierten Whisky. »Eine Aufmerksamkeit der Crew, Sir. Versuchen Sie, wieder einzuschlafen.«

Immer noch leicht zitternd, nippt er am Glas. Dieudonné war nett zu ihm gewesen. Da ihre Mutter in der Menge der Jahrmarktbesucher weitergeschlendert war, hatte er ihm geholfen, aus dem Karussell zu klettern und ihn an die Hand genommen. Sonst wäre er sicher verloren gegangen.

Sie fanden ihre Mutter in einem übervollen Straßencafé wieder, wo sie zusammen mit Mees Stork ein Glas Wein trank. »Onkel Stork« spendierte ihnen Zuckerwatte und jedem einen Luftballon. »Onkel Stork ist klasse«,

hatte Dieudonné erklärt, als ihr Vater fragte, wie sie zu den Luftballons gekommen seien. »Stork? Auch auf Heimaturlaub? Was für ein Zufall«, sagte ihr Vater, und dann hatte eine Weile Schweigen geherrscht. In ihrem Kinderzimmer schwebten die Ballons zur Decke und blieben dort tagelang hängen, wie treue Wächter, glänzend im seltsamen Zwielflicht jener Pension in Rotterdam.

Als ihm das leere Glas aus den Fingern rutscht und mit einem lauten Knall auf dem Boden landet, schreckt er aus seinen Grübeleien auf. Das Glas rollt in den Gang, Ferdyn kann es nicht mehr sehen.

»Bemühen Sie sich nicht«, hört er hinter dem Vorhang, fast tröstend. Der Flug verläuft weiter ohne Zwischenfälle und endet gegen Morgen in Frankfurt, wo er sich erfrischen und ein deutsches, *tüchtiges* Frühstück zu sich nehmen kann. Beim Aussteigen dankt er dem Steward für die aufmerksame Betreuung.

»Gern geschehen, Sir. Passen Sie auf sich auf. Und übrigens, hier haben wir ganz fürchterliches Wetter, schon fast eine Naturkatastrophe, wie in ganz Europa. Und die Aussichten werden nicht besser, praktisch wie ein Tsunami. Wie dem auch sei, genießen Sie Ihren Aufenthalt, Sir.«

Sie hätten einander fast die Hand geschüttelt, doch der Geruch von Aftershave und Schweiß reichte aus, um den jungen Mann nicht zu vergessen. Auf einer der Toiletten pinkelt er, hält sein Gesicht lange unter den Wasserhahn, dann frühstückt er. Draußen sieht er anstürmende Regenwolken, und eingedenk der Worte des Stewards kauft er sich im Duty-free-Shop einen Schirm. Als sein

Blick auf eine Stange ägyptischer Zigaretten fällt, wird seine Hand wie magisch angezogen. Ihr Duft wird ihn in seine ersten Jahre beim Auswärtigen Amt zurückversetzen, in eine Zeit ständiger Sonne, Hitze, Longdrinks mit frischen Früchten. Er kauft die Stange, auch wenn sie ihn vor allem an eine seiner heftigsten Affären erinnern wird, mit einem verheirateten Antiquitätenhändler in Kairo, die verhängnisvoll ausgegangen war: Einige Monate nach seiner Versetzung beging der arme Kerl Selbstmord, was ihm seine erste Depression einbrachte und eine Sucht nach ägyptischen Zigaretten.

Mit langsamen Schritten geht er zum Gate, wo er in die Maschine nach Amsterdam einsteigen wird; dort wird ihn Buli Kamidjojo abholen, offenbar als Chauffeur des Hotels Hoogduin, was sonst? Am Gate findet er eine Zeitung vom Vortag, voll mit Artikeln über besorgniserregende Entwicklungen; Entwicklungen, über die Botschaften stets besser informiert sind als Zeitungen. Er sucht nach einem Thema, über das er vielleicht mit dem Mann reden kann, wenn sie unterwegs sind zu einer wilden Nordsee und vom Regen gesättigten Dünen. Aber woher soll er wissen, was ihn interessieren könnte? Wie soll er ihn überhaupt anreden? Buli? Mijnheer Kamidjojo? Er könnte durchaus altem indonesischem Adel entstammen. Vielleicht mit Hoheit? Er muss laut lachen und schlägt die Zeitung zu.

Das Flugzeug ist nicht voll besetzt: ein paar Geschäftsleute mit ihren Sekretärinnen, die vier Musiker eines Streichquartetts mit ihren Instrumenten, eine übermüdete Ballerina und ihre Agentin. Die Startbahn ist mit

einem Wasserfilm überzogen. Regenvorhänge behindern die Sicht, und seine Angst ist wieder sprungbereit. Als sie in der Luft sind, beginnt das Quartett zu spielen, träumerisch, langsam, beinahe einschläfernd, »Mendelssohn«, liest er auf der Partitur. Er entspannt sich. Er ist nicht wirklich mit Musik aufgewachsen, bis auf die obligatorische *Matthäus-Passion* natürlich oder hin und wieder ein Orgelkonzert. Aber er hörte oft seine Mutter ganz andere Musik singen, in ihrem Zimmer oder in dem tropischen Garten hinterm Haus, wenn sie sich allein glaubte. Dieudonné und er schlichen sich dann leise an und lauschten, versteckt hinter hohen Canna-Pflanzen und Kosmeen. Manchmal erschien sie kurz zwischen zwei Hecken, gefangen in einem Fleck Sonnenlicht, tanzend mit sich selbst und in sich versunken. Sogar im japanischen Internierungslager konnte sie sich auf dem Tanzboden wähen, mit einem unsichtbaren Partner, singend, sodass die anderen Frauen anfangen mitzusummen und sich mit geschlossenen Augen sanft auf ihren Pritschen wiegten. Sehr viel später begriff er, dass Bachs »Aus Liebe« etwas ganz anderes bedeutete als die *liefde*, *love* und *amour* seiner Mutter. Die Zeit vergeht buchstäblich wie im Flug. Manchmal applaudieren Crew und Passagiere zwischen den Stücken, voller Begeisterung über das unerwartete Ständchen.

Als er bei der Landung aus dem Fenster schaut, sieht er keinen Unterschied zwischen Boden und Wasser. »Tsunami«, hatte der fürsorgliche Steward gesagt mit einem Lächeln, das strahlend weiße Zähne entblößte; eigentlich das gleiche Lächeln wie das von Buli Kamidjojo,

als der Mees Stork bei der Trauerfeier für Ferdys Vaters zu Diensten war. Tsunami, sechster August! Verdammt noch mal! denkt er, als er nach dem Schirm greift. Eine der Stewardessen weist ihn noch rechtzeitig auf die Zigaretten hin, seine ägyptische Droge, die ihm durch die kommenden Tage helfen soll mit Erinnerungen an einen stahlblauen Himmel, grüne Swimmingpools, Whisky-Soda und *Do Not Disturb*-Schildern an Türgriffen.

Beim Warten auf sein nicht sehr umfangreiches Gepäck glaubt er durch die breiten Fenster schon Buli Kamidjojo zu sehen, in ein weites Regencape gehüllt. Als der Mann einen großen Schirm mit dem Aufdruck Hotel Hoogduin in die Luft streckt, bestätigt sich seine Vermutung, und er hebt als Antwort seinen Schirm kurz hoch. Nachdem der Zollbeamte sein Gepäck durchwühlt hat, passiert er die gläserne Trennwand. Sofort wird ihm der Koffer aus der Hand genommen, auch der Schirm und die Zigaretten, und ein Regencape liegt um seine Schultern. Als richtige Begrüßung empfindet Ferdy es nicht gerade. Jeder dieser Handgriffe ohne ein einziges Wort! Schweigend treten sie einen Moment später in das Unwetter hinaus. Vorangeschoben von heftigen Böen gehen sie zum Parkplatz. Kamidjojo schützt mit seinem Cape das Gepäck. Nur ein paar Autos stehen auf der spiegelnden Fläche. Das Gepäck und die tropfnassen Capes verschwinden im Kofferraum, Ferdy setzt sich auf den Rücksitz, der Mann mit der beigefarbenen Haut ans Steuer, und das alles in Sekundenschnelle. Dann hört Ferdy endlich die ersten Worte, in einer Sprache, von der er nur den Klang wiedererkennt. Im Rückspiegel sieht er,